

Ein Klassiker, der Schwierigkeiten macht

»Zwischen den Klippen der Irrung, in chaotischer Verwirrung
führen meine Pfade.«—Ranke, Tagebuch¹

Von Peter Schöttler

In der Geschichtswissenschaft der Gegenwart ist Leopold (von) Ranke kaum noch präsent, wie ein Denkmal, das keiner mehr besichtigt. Zwar zirkulieren einige »Ranke-Worte«, doch Rankes Bücher scheinen wissenschaftsgeschichtlich, wie Bachelard sagen würde, zur *histoire périmée* zu gehören: bloß noch Dokumente einer vergangenen Zeit, ohne aktuelle Relevanz. Interessant ist auch, daß man diesem Ausnahmehistoriker, von dem zu Lebzeiten eine Gesamtausgabe von (am Schluß) 54 Bänden nebst 9 Bänden einer *Weltgeschichte* erschienen ist und von dem ein umfangreicher Nachlaß erhalten blieb, seit Jahrzehnten eine historisch-kritische Edition widmen möchte, die jedoch – trotz erheblicher öffentlicher Zuwendungen – immer wieder unterbrochen wurde und schließlich ganz scheiterte. Noch nicht einmal ein angekündigter Band im Rahmen der *Deutschen Klassiker Bibliothek* – nach dem Vorbild der *Bibliothèque de la Pléiade* – kam bislang zustande (nur ein kleiner Vorwegband erschien 1995 als *Insel-Taschenbuch*), und als 2007 der erste Band einer neuen Briefausgabe vorgelegt wurde, die erstmals die gesamte Korrespondenz in ihrer ganzen Vielschichtigkeit und mit ihrem Kontext berücksichtigen sollte, also auch die Gegenbriefe, wurden derart viele haarsträubende Mängel festgestellt, daß das Buch zurückgezogen werden mußte. Bis heute ist Ranke also ein Klassiker, der Schwierigkeiten macht.

Das demonstrieren jetzt auch in aller Ausführlichkeit die beiden vorliegenden Bände von Günter Johannes Henz, **Günter Johannes Henz: Leopold von Ranke in Geschichtedenken und Forschung**, Berlin: Duncker & Humblot, 2014, 2 Bände, 679 S. + 800 S., € 169,90

die eine Art monumentales Handbuch der Ranke-Forschung darstellen, von dem sich schon jetzt sagen läßt, daß sich jede seriöse Ranke-Beschäftigung künftig wird darauf beziehen müssen. Henz hat nämlich für Ranke das geleistet, was man sich auch für andere bedeutende Gelehrte wünschen würde und was nur in den seltensten Fällen für einige »Großintellektuelle« wie Marx, Freud oder Max Weber vorliegt (wenn

auch oft auf mehrere Bücher verteilt): eine umfassende, kritisch kommentierte bio-bibliographische Präsentation des Werkes und seiner Rezeption. Aber im Unterschied zu vergleichbaren Projekten hat Henz dabei völlig allein gearbeitet; kein Kollektiv hat ihm geholfen, keine Stiftung, keine Akademie oder Forschungsgemeinschaft hat seine jahrzehntelangen Mühen finanziert. Was er vorlegt, ist die Bilanz eines wissenschaftlichen Lebens, das 1968 mit einer umfangreichen Kölner Dissertation begann (*Leopold Ranke. Leben, Denken, Wort [1795–1888]. Darstellende Untersuchung und Edition*) und später einige – zumindest unter Spezialisten – aufsehenerregende Interventionen umfaßte, wie zuletzt die Denkschrift von 2008: *Zur Kritik neuerer Brief-Editoren. Die Ausgabe des Briefwechsels Leopold von Rankes durch die Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften*.²

Was die Leser und Benutzer erwartet, ergibt sich aus dem Inhaltsverzeichnis: Band I gilt der Biographie des Historikers, der Entstehung seiner Werke und ihrer Wirkungsgeschichte, Band II den Grundlagen und Wegen der Forschung über ihn. Konkret bedeutet dies, daß zunächst die Person mit ihrem Werk und dessen Rezeption im Mittelpunkt steht, während der zweite Band eine minutiöse, jeweils abschnittsweise eingeleitete und kommentierte Bibliographie sämtlicher Ranke-Werke und -Editionen, sämtlicher bislang bekannten Nachlaß-Elemente (einschließlich Bibliothek und Korrespondenz), eine Aufstellung sämtlicher bekannt gewordenen Vorlesungen und Vorträge (samt eventuell erhaltener Manuskripte und Mitschriften), sämtlicher bislang dokumentierten »Begegnungen und Gespräche« Rankes sowie zum Schluß auch sämtlicher Ranke gewidmeten Publikationen enthält: eine chronologische Auflistung der gesamten »Sekundärliteratur« also, die allein 200 Seiten umfaßt und, wie Henz schreibt, ein »außerordentliches Missverhältnis von untersuchenden und rhetorischen Beiträgen, von Forschungs- und Feiertagsliteratur« dokumentiert (I, 13).



Leopold Ranke. Portraitmedaillon nach Johann Friedrich Drake, Sophienkirchhof Berlin. Bild: Markus Vette, HISTORICUM

Nun könnte man meinen, wer sich so intensiv und lange mit einem Autor befaßt, müßte zwangsläufig ein blinder Verehrer sein. Henz ist jedoch alles andere als ein Hagiograph oder ein ›Fan‹. Er betrachtet Ranke mit kühler Distanz und versucht offenbar, das rankeanische Ideal der Objektivität – über dessen Hintergründe und Schwankungen er einiges zu berichten weiß (vgl. I, 72) – auf Ranke selbst anzuwenden. Folglich erscheint dieser keineswegs als einsame Lichtgestalt, sondern lediglich als ein großer Historiker in seiner Zeit. Als hilfreiches Motto dient Henz ein Zitat von Heinrich Lutz: »Je schärfer die Abgrenzung, desto größer ist der Gewinn in der Wiederbegegnung mit Ranke« (I, 11).³ Befreit von späteren »Übermalungen, aber auch Beschweigungen« (I, 12), entsteht so ein stark verändertes, weitgehend neues Ranke-Bild, das weder dem idealisierten Gemälde vom König der Geschichtswissenschaft noch der Karikatur vom naiven Faktensammler im Dienste der Hohenzollern entspricht. Für Henz ist Rankes Werk, wie er einleitend schreibt, hochkomplex und widersprüchlich: »weder ein rundum gelungenes, lediglich zu übernehmendes oder nur zu bewunderndes Kunst-Stück, noch ein kurzerhand hervorzuholendes oder beiseite zu rückendes Versatz-Stück. Auch stellt es nicht mehr, wie gelegentlich vor dem Ersten Weltkrieg, ein Nationalepos mit vermeintlich macht- und hegemonielegitimierender Eignung, zumindest allgemeinpolitischer Lehrbefähigung dar, noch bildet es, wie zwischen den Weltkriegen, ein ›Volksgut‹ und, wie in den beiden Kriegen, ein der Erbauung oder Verführung dienendes Front-Vademecum« (I, 13). Auch könne es sich heute »nicht mehr darum handeln, Ranke aus fachlichen, politischen, religiösen, ästhetischen oder anderen Gründen zu akzeptieren oder abzulehnen«, vielmehr sei er endlich »zum Objekt wissenschaftlicher Untersuchung und zum zwar umstrittenen, aber unstrittig herausragenden Bezugspunkt historiographiegeschichtlicher, methodologischer und allgemeingeschichtlicher Erörterung und Selbstbesinnung geworden« (I, 13). Daraus ergibt sich die Zielsetzung des Buches: »eine durchgreifende Revision und Erweiterung

des bisherigen Kenntnisstandes vor allem in den Bereichen Biographie, Werkbestand und nicht zuletzt Wirkungsgeschichte, damit auch in Wissenschafts- und Geistesgeschichte, soweit sie mit Ranke in Zusammenhang stehen« (I, 14).

Kurzum, es handelt sich hier nicht (oder sollte man sagen: noch nicht?) um eine neue Ranke-Biographie. Die wäre zwar dringend erwünscht – der letzte Versuch ist fast hundert Jahre alt! –, doch der Autor warnt ausdrücklich davor, es bereits jetzt, beim gegenwärtigen Stand der Forschung und des noch immer teils unübersichtlichen, teils desolaten Zustandes der Quellen, zu versuchen (II, 451). Was er darüber zu berichten weiß, scheint ihm auch Recht zu geben. Trotz der einzigartigen Reputation des Historikers bei seinem Tod wurde sein Nachlaß nicht etwa ›der Wissenschaft‹ zur Verfügung gestellt, sondern regelrecht geplündert (II, 167 ff.). Innerhalb weniger Jahre wurden Tausende von Seiten unter dem Markennamen ›Ranke‹ posthum publiziert (und versilbert). Danach wurde die Bibliothek meistbietend nach Amerika verkauft, wobei in den Büchern, wie man später feststellte, auch zahllose Briefe und Manuskripte lagen (II, 509 ff.). Der übrige Nachlaß wurde teilweise an die Berliner Staatsbibliothek verkauft, teilweise unter den Nachkommen und ihren Familien aufgeteilt und verstreut, von wo er manchmal im Laufe der Jahrzehnte in öffentliche Institutionen oder in die Ranke-Gedenkstätte in Wiehe (Sachsen) zurückgelangte. Im Zweiten Weltkrieg wurden dann wieder Teile sowohl der Berliner als auch der Wiehener Bestände vernichtet. Andere Nachlaßstücke gelten bis heute als verschollen. Was übrig blieb, geriet in den fünfziger Jahren in die Hände von Herausgebern, die recht sorglos damit umgingen, sodaß noch immer daran gearbeitet wird, eine gewisse Systematik und überhaupt die Benutzbarkeit der Bestände wiederherzustellen: Allein der Nachlaß in der Berliner Staatsbibliothek wird von seinem Bearbeiter, Siegfried Baur, auf 50 000 Blatt in 93 Kästen auf 34 Regalmetern geschätzt (II, 189).

Über diese Quellen- und Forschungslage berichtet Henz

ebenso ausführlich wie kritisch. Außerdem betrachtet er die Probleme jeweils historisch, also gleichsam rankeanisch. Das gilt vor allem für die gescheiterten Editionsprojekte (II, 167 ff.). Da jeder Ranke-Leser auf die Benutzung dieser Ausgaben angewiesen ist – ich denke besonders an die vier Bände *Aus Werk und Nachlaß* (1964–1975), die freilich kein einziges ›Werk‹ enthalten –, ist diese schonungslose Bestandsaufnahme besonders wichtig und nützlich. Allein Band IV mit Rankes sogenannten *Vorlesungseinleitungen* kommt einigermaßen glimpflich davon; bei allen anderen Bänden und erst recht beim sogenannten *Briefwerk* von 1949 empfiehlt Henz höchste Vorsicht und im Zweifelsfall die Benutzung älterer Ausgaben, aus denen sich die Herausgeber ohnehin stillschweigend bedient hätten. Was der Autor hier mit einem gewissen trockenen Humor ausbreitet, ist denn auch, wenn man es bedenkt, ein einziges Desaster: Die deutsche Historikergunft, die sich im internationalen Vergleich stets so viel auf ihre kritische, auch philologische Kompetenz zugutehielt und -hält, war bis heute nicht in der Lage, eine einigermaßen verlässliche Ranke-Ausgabe *lege artis et scientiae* zu produzieren.

Stattdessen wurde und wird Ranke immer gerne als Aushängeschild oder Pappkamerad benutzt, ganz nach Bedarf. Besonders frappierend ist nach Henz die ›Gründungssage der Geschichtswissenschaft‹, die er am Beispiel von Rankes Frühschriften skizziert und demontiert. Von Ernst Bernheim bis Jörn Rüsen reicht die lange Liste der Autoren, die Rankes Erstling *Geschichten der romanischen und germanischen Völker* nebst der Beilage *Zur Kritik neuerer Geschichtsschreiber* gleichsam als Gründungsdokument herausstellen. Doch Henz resümiert: »Diesen Aussagen ist gemein ihre mangelnde Gültigkeit« (I, 127).

Tatsächlich ist Ranke im 19. Jahrhundert weit weniger, jedenfalls anders rezipiert worden, als man später aufgrund einer retrospektiven Stilisierung gemeint hat. In aller Breite zeichnet Henz diese zeitgenössische Wahrnehmung nach. Ähnlich wie Nicolaas Rupke in Bezug auf Alexander von Humboldt⁴ gelingt ihm so eine Art ›Metabiographie‹, die das Porträt eines Autors allein aus indirekten Elementen zeichnet, wie sie sich im Laufe von Jahrzehnten angehäuft haben. Das ist eindrucksvoll und lehrreich, selbst wenn Spezialisten über die eine oder andere Lektüre – Henzens Rezeptionsgeschichte reicht nämlich von den Anfängen bis in die Gegenwart – die Nase rümpfen mögen; es versteht sich zum Beispiel von selbst, daß sich alle diese Interpretationen noch genauer kontextualisieren ließen. Doch ein roter Faden ist immerhin gesponnen, mit dem sich künftig weiterarbeiten läßt.

Im Unterschied zu Rupke geht Henz aber noch einen entscheidenden, einen riskanten Schritt weiter: Indem er sich nicht auf die Rezeptionsgeschichte beschränkt, sondern sein Buch mit einer regelrechten Charakterstudie über Ranke beginnt (»Wissenschaftler oder Literat? Eine kritische Studie zu Persönlichkeit und Werkentstehung«, I, 21–107), die im Grunde eben doch eine Biographie *en miniature* dar-

stellt, beweist er ungewöhnlichen Mut. Denn unter *intellectual historians* ist es geradezu ausgemacht, nur ja nicht die ›innere‹ Biographie von Autoren zu tangieren. Das wäre ja Psychohistorie! Allenfalls ein paar ironische Hinweise sind erlaubt, aber niemand wird es wagen, die Motive und Psychostruktur des ›Subjekts‹ zu hinterfragen: Das bleibt gleichsam privat.⁵ Henz dagegen entwirft ein Ranke-Porträt, das ob seiner kritischen Dimension geradezu schockiert. Umso glaubwürdiger ist er deshalb als Kommentator und potentieller Biograph. Der berühmte Historiker tritt uns hier – mit einem Zitat von Fontane – als »kleiner, beweglicher, immer lachender Dreikäsehoch« entgegen (I, 26), der ungeheuer ehrgeizig ist und geradezu systematisch – mit jedem Schritt auf der Erfolgsleiter noch verstärkt – an seiner ›Karriere‹ bastelt. Kein Buch, ohne daß er es mit einer entsprechenden Werbung präpariert und umgeben hätte. Überhaupt sind ›Buch‹ und ›Ruhm‹ für Ranke eng verbundene Begriffe (I, 90). Eben deshalb bezweifelt Henz, daß es jemals, wie bisher stets angenommen wurde, eine Dissertation über Thukydides gegeben hat, sonst hätte Ranke daraus unweigerlich ein Buch gemacht (I, 23–24). Von seinem ›doppelten‹ Erstling bis zur *Weltgeschichte* der späten Jahre war der 152 Zentimeter große Mann mit der dünnen, sächselnden Stimme, nach Henz, ein grandioser Meister der Selbstinszenierung, fast möchte man sagen: der Selbstvermarktung, klänge diese Formulierung im Blick auf die traditionellen Universitäts- und Verlagsstrukturen des 19. Jahrhunderts nicht allzu anachronistisch. Zugespißt schreibt Henz: »Die Überwindung seiner äußerst geringen körperlichen Wertigkeit gelang [ihm] nicht nur durch einen äußerst ausgeprägten Öffentlichkeitsdrang, der sich zunächst als gesellschaftlicher Konversationsdrang, sodann als popularitätsorientierter Veröffentlichungsdrang darstellte, sondern dürfte auch ersatzweise dazu beigetragen haben, das Bewusstsein seiner zweifellos in Fülle vorhandenen Fähigkeiten bis zur Selbstüberschätzung zu steigern.« (I, 30)

Aus dieser »mit Naivität gemischten frühen Hybris« (I, 32) erklärt sich Henz einen Großteil von Rankes Forschungs- und Publikationsvorhaben, die nämlich bei allem politischen Konformismus – der bekanntlich immer größer wurde, Henz schreibt: »Kein anderer bedeutender Historiker des 19. Jahrhunderts dürfte sich in einem derart starkem Maße den Herrschenden ›an-gedient‹ haben wie Ranke« (I, 103) – bis zuletzt ein hohes Maß an intellektuellem Risiko enthielten. Ranke war nämlich nicht davon abzubringen, daß eine objektive, unparteiische Darstellung des Geschehenen, so wie er sie verstand, nur aus dem Archiv möglich sei. Deshalb reiste er unermüdlich durch Europa auf der Suche nach neuen ›Quellen‹, denen er in seinen Büchern stets Vorrang gewährte. Dagegen berücksichtigte er die neuere Literatur der Kollegen nur mit Widerwillen und zitierte sie höchst selten. In seiner Bibliothek war sie oft gar nicht vorhanden (I, 67). Das führte zu Einseitigkeiten in seinen Werken, unterstrich aber auch deren Originalität. Ranke blieb stets ein Querdenker. Es brachte ihm aber auch viele

Gegner ein und hatte zur Folge, daß seine Werke, wie Henz zeigen kann, weit weniger erfolgreich waren, als es sich Autor und Verleger wünschten oder die Nachwelt unterstellt hat. Ranke war nie so populär wie andere Historiker seiner Zeit. Trotzdem hielt es ihn nicht davon ab, mit einer »immer höher drehenden Hektik« (I, 59) neue Projekte in Angriff zu nehmen und einen Arbeitsstil zu entwickeln, den viele Außenstehende, aber auch seine eigenen Assistenten (>Amanuensen« genannt) als extrem chaotisch beschreiben. Henz spricht von einer regelrechten »Ordnungsschwäche« bei Ranke, die auch im chaotischen Zustand von Bibliothek und Arbeitszimmer offen zutage getreten sei (I, 56). Rankes Arbeits- und Produktionsprozeß war also sehr eigentümlich, und dies sollte heute erst recht berücksichtigt werden, um zum Beispiel »die schwere Zugänglichkeit seines Nachlasses, die Unterschiede der Auflagen, die bibliographischen Kompliziertheiten und Überraschungen seiner Werke« einigermaßen zu verstehen (I, 61). Oder drastischer formuliert: »Das Gefühl körperlicher Geringwertigkeit und innerer Unsicherheit im Verein mit einem schwach ausgebildeten System- und Ordnungssinn wird [bei Ranke] versuchsweise ausgeglichen oder verdeckt durch die Gegenextreme von Extravertiertheit und Selbstüberschätzung, wobei seine unkoordiniert wirkende hyperaktive Motilität, seine ans Unleserliche grenzende Schrift, sein ausuferndes Korrekturverhalten [gegenüber seinen Verlegern], seine Dominanz Abhängigen und seine Devotion gesellschaftlich höher Stehenden gegenüber als nach außen hin untaugliche, befremdende Mittel eingesetzt werden.« (I, 60) Letztlich, so Henz, könne man darin wohl auch die »tieferen, psychischen Gründe« für Rankes Forderung nach historiographischer »Unparteilichkeit« sehen (I, 60): ein zutiefst unsicherer, fast kleinwüchsiger Mann hat Angst davor, sich festzulegen und anzuecken und macht aus dieser Not eine Tugend. Kein Zweifel, damit ist die Grenze zur Psychohistorie tatsächlich überschritten. Aber wollen wir das alles etwa nicht wissen? Hilft uns eine solche zunächst etwas schockierende Diagnose nicht, Ranke und sein Werk mit der nötigen Distanz zu begreifen?

Günter Johannes Henz hat ein außergewöhnliches, ein ungewöhnliches, ein mutiges Buch geschrieben. Es enthält die wichtigsten Elemente einer Ranke-Biographie (ohne eine zu sein) und eine Skizze nicht bloß der Ranke-Rezeption, sondern auch der Geschichte der deutschen Geschichtsschreibung zwischen Vormärz und Gegenwart (ohne eine zu sein). Darüber hinaus bildet es ein Handbuch der Forschung, ein Arbeitsinstrument, das allen interessierten Historiographie-Historikern unschätzbare Dienste erweisen wird.⁴

Anmerkungen

1. Leopold Ranke, Tagebuch, 30.9.1881; zitiert: Henz, Bd. I, 23.
2. Auch zugänglich unter: www.ranke-briefwechsel.de
3. Leider hat sich hier ein erster Druckfehler eingeschlichen: Der fragliche Aufsatz ist nicht 1997, sondern bereits 1987

erschienen: Heinrich Lutz, Rankes bayrische Politik. Nationale und weltgeschichtliche Perspektiven, in: *Leopold von Ranke. Vorträge anlässlich seines 100. Todestages*, München 1987, 11–30, hier: 29.

4. Nicolaas Rupke, *Alexander von Humboldt. A Metabiography*, Chicago 2008.
5. Zu den seltenen Ausnahmen gehören Roger Chickering's *Lamprecht-Biographie (Karl Lamprecht. A German Academic Life, 1856–1915, Atlantic Highlands NJ 1993)* oder Joachim Radkau's *Weber-Biographie (Max Weber. Die Leidenschaft des Denkens, München 2005)*, während Carole Fink oder Ulrich Raulff in ihren Bloch-Büchern davor zurückschrecken, den großen Historiker als schwierigen Menschen zu beschreiben (*Marc Bloch: A Life in History, Cambridge 1989; Ein Historiker im 20. Jahrhundert: Marc Bloch, Frankfurt am Main 1995*).
6. Daß ein so monumentales Werk auch ein paar Irrtümer, Schnitzer und Einseitigkeiten und leider auch einige verunglückte Formulierungen enthält, ist nicht weiter überraschend; man darf hoffen, daß dies in späteren Auflagen korrigiert wird. So wird zum Beispiel auf S. 175 und erneut auf S. 182 (Bd. I) Troeltsch mit Treitschke verwechselt. Für einen weiteren Zitierfehler siehe oben Anm. 3. Der Rechtshistoriker Eugène Lermier war nicht »Mitglied« des Collège de France, sondern Professor dortselbst, da es sich hier um kein englisches College handelt (I, 221). Im rezeptionsgeschichtlichen Teil gibt es viele Fälle, wo der Autor des Guten ein wenig zu viel tut, indem er zum Beispiel belanglose Dissertationen oder Aufsätze, wie er selber zugibt, einer Kommentierung würdigt, nur weil sie Ranke im Titel führen. Bei anderen Autoren wäre dagegen eine sorgfältigere Darstellung wünschenswert, etwa bei Simmel, dessen *Probleme der Geschichtsphilosophie* von 1892 eben nicht nach der völlig veränderten Fassung von 1923 zitiert werden dürfen (I, 416). Stilistisch orientiert sich Henz gelegentlich allzu sehr am 19. Jahrhundert, wenn er zum Beispiel immer wieder von Autoren spricht, die ein Buch oder einen Aufsatz »zum Erscheinen« bringen (I, 575, 594, 597, 634, 665, 669 usw.). Auch ein Satz wie »Die Fest-Dokumentation machte einiges, Ranke nicht durchaus angenehmes oder nützliches Aufsehen« (I, 296), ist verunglückt. Dagegen sollten Bewertungen wie die folgende über die gescheiterte Gesamtausgabe von Paul Joachimsen schon beim Wiederlesen ein Unwohlsein provozieren: »Ein Scheitern des Unternehmens war auch ohne den Tod Joachimsens durch dessen jüdische Abstammung bereits vorgegeben« (II, 177). Daß Henz dann am Ende die DDR nur in Anführungszeichen erwähnt und von den »völlig gleichgeschalteten Kollegen Lozek, Schilfert, Schleier und Hoffmann« spricht (I, 615), ist befremdlich, während er im Vergleich dazu gewisse NS- und SS-Historiker, wie zum Beispiel Reinhard Wittram, mit einer wunderbaren, kühlen Ironie bedenkt (I, 618).

Prof. Dr. Peter Schöttler, Augsburgstraße 27, 10789 Berlin, peter.schoettler@t-online.de